Der lyriker Hermann von Gilm

Simon M. Prem

Der Lyriker

Hermann von Gilm.

Ein Vortrag

von

Dr. H. M. Prem,

k. k. Professor an der Staatsoberrealschule zu Marburg a. D.

2. Auflage. — Mit einem Anhange.

Graz, 1896.

Selbstverlag. — Druck von Joh. Janotta, Graz.

Sonderabdruck aus dem „Grazer Wochenblatt“.

Den Gebildeten ist der Name Hermann von Gilm nicht mehr fremd. Mehrere Ausgaben seiner Gedichte [1] fanden Verbreitung, und auch sein wenig bewegtes Leben wurde in einzelnen Aufsätzen und in einer größeren Biografie dargestellt [2]; eine Würdigung seiner literarischen Bedeutung aber ist zwar von Anton v. Schullern (1865) und von Engelbert Winder (1889) versucht worden, entbehrt jedoch der nöthigen wissenschaftlichen Schärfe. Eine gerechte

[1] A (Wiener Ausgabe) 2 Bde. 1864—65, besorgt von Friedrich Hinghofer (das Material zum 1. Band noch von Gilm selbst ausgewählt), vergriffen. — B (Leipziger Ausgabe), Auswahl 1889 von A. v. d. Passer. — b (Volksausgabe) Leipzig 1894 (A. G. Liebeskind). — C (Reclamausgabe), Gesammtausgabe durch R. H. Greinz 1895, ohne die dramatischen Versuche und die Novelle „Die Bierkneipe". Von Gilms Lyrik fehlt überdies noch das Gedicht an Prof. Wessely (Anhang Nr. 2) und der „Gruß der Marktgemeinde Schwaz zur Ankunft Sr. Excellenz des Herrn Landesgouverneurs Clemens Grafen und Herrn zu Brandis" (Tir. St. 1886, Nr. 219).

[2] Hermann von Gilm. Sein Leben und seine Dichtungen von A. v. d. Passer und P. Schraffl, Leipzig, A. G. Liebeskind, 1889, 126 S. — S. M. Prem, H. v. Gilm, Herrigs Archiv 80, 241—264. — E. Winder, Hermann v. Gilm, seine Gedichte und Einführung in die Literatur, Innsbruck 1889.

Beurteilung seiner dichterischen Eigenart hindert noch immer der Kampf der Parteien, der an Heftigkeit selbst 32 Jahre nach Gilms Tode nicht nachgelassen hat. Inzwischen musste der Dichter für sich selbst durch seine Werke sprechen, und im allgemeinen hat sich auch die deutsche Lesewelt über ihn ein festes Urteil gebildet. Meine Aufgabe kann es nur sein, dem Zwecke des Abends entsprechend ein engberahmtes Gesammtbild von Gilms Leben und Dichten zu geben, wobei ich bemerke, dass ich hier niemand zu Lust und niemand zu Leide rede.

Gilm ist eigentlich ein Angehöriger des alamanischen Volksstammes. Sein Urgroßvater wurde wegen seiner Verdienste als Beamter von Kaiser Karl 6. im Jahre 1739 in den Adelsstand erhoben und erhielt von dem über Bürs in Vorarlberg gelegenen Burgstall Rosenegg das Prädikat [1]. Die tirolische Dichterin Angelika v. Hörmann hat daran eine reizende poetische Sage geknüpft.[2] Sie lässt den letzten Rosenegger, dessen Geschlecht einst weitgebietend im Walgau herrschte, den Wanderstab ergreifen, um sich in der fremden Welt ein neues Glück zu suchen. Thalabwärts schreitend wendet er sich nochmals zur theueren Stammburg zurück und schaut mit seinem geistigen Auge den künftigen Glanz derselben. Der Berg öffnet sich, und im hohen Gewölbe sieht er einen krystallenen Becher in sprühender Pracht, Zwerge bewachen ihn. In diesen Becher fällt alljährlich ein Tropfen Goldes vom Gewölbe nieder; sobald

[1] H. Sander, H. v. Gilm in seinen Beziehungen zu Vorarlberg, Innsbruck 1887, S. 5.
[2] Neue Gedichte, Leipzig 1893, S. 167.

er voll, ist die Zeit neuen Ruhmes da, wo ein „Spross vom jungen Stamm trägt ein' Königskron'". Darob vergiengen Jahrhunderte, bis an einem prächtigen Allerheiligentage Rosenegg im hellen Lichte erstrahlte; aus der Tiefe hörte man bei Sang und Klang der Zwerge lauten Jubel. Der letzte Tropfen fiel eben in den Becher, die Erfüllung ist gekommen. Zur selben Stunde am 1. November 1812 wurde Hermann v. Gilm zu Innsbruck geboren, zwar kein irdischer Königssohn, aber von den Musen zum König in ihrem Reiche erkoren.

Der Vater, Joh. Nep. v. Gilm zu Rosenegg, damals Stadtgerichtsassessor in Innsbruck, war ein frommer, pflichtgetreuer Beamter, jedoch ohne Sinn für Poesie. Dagegen war die Mutter, Luise Rederer aus Feldkirch, ideal veranlagt und durch große Herzensgüte ausgezeichnet. Leider starb sie bereits vier Jahre später zu Dornbirn an einer Lungenkrankheit. Gilm bekannte, von ihr die Wundergabe der Poesie empfangen zu haben; in dem Gedichte „Juni" führt er seine geliebte Theodolinde an das Sterbebett der theuern Mutter[1]:

Komm' einen Augenblick mit mir, doch leise
Tritt auf! Siehst du das Sterbebett und bleich
Die junge Mutter drauf, nach Engelweise
Noch lächelnd, und die schwarze Locke weich
Und voll die dünne Wange überschattend —,
Und einen Knaben küsst sie lang und warm,
Als gäb' sie ihm die Seele, und ermattend
Fällt sie dem Gatten in den Arm.
Dies Auge, nun gebrochen und verdunkelt,

---

[1] B 56, C 60.

Hat einstens, wie in lauer Sommernacht
Der Sirius, der brennende, gefunkelt;
Die Lippe, schmal und weiß, hat einst gelacht,
Geschwellt vom Kuss der Liebe wie die Kirsche,
Wenn sie im Sonnenstrahle reift, und die Gestalt
War federkräftig einmal gleich dem Hirsche
Im schattenreichen Buchenwald.
Dies Weib war meine Mutter, und der Knabe,
Den sie geküsst, war ich; als in dem Born
Des süßen Auges schwamm die Wundergabe
Der Poesie, die Rose mit dem Dorn —
Mit schnellen Händen langt' ich nach dem Erbe,
Was blüht und glänzt und flimmert, freut das Kind;
Ich wusste nicht, wie schmerzensvoll und herbe
Die Tage eines Dichters sind.

Etwas zart Weibliches liegt thatsächlich in der Lyrik Gilms, es kann vielleicht sogar als sein Grundton bezeichnet werden. Sonst mag er in seiner Jugend nicht viel Anregung empfangen haben. Sein Vater kam von Dornbirn nach Feldkirch und nahm eine zweite Frau, während Hermann dort in das von Geistlichen geleitete Gymnasium geschickt wurde; 1826 kam er wieder nach Innsbruck zurück, wo er seine Gymnasialstudien vollendete, die Rechtswissenschaft betrieb und 1836 in Praxis trat. In die letzten Gymnasialjahre fallen seine ersten dichterischen Versuche. Durch ein Abschiedsgedicht in Stanzen an Professor Wessely im „Tiroler Boten" vom 16. November 1835[1] erregte er zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit. Unter denjenigen, die sich jetzt um ihn kümmerten, war vor allen der unglückliche Dichter Johannes Senn, der Sänger des „rothen Tiroleradlers", den ein widriges

[1] Anhang Nr. 2.

Geschick in Armut und Elend gestürzt hatte.[1] Er gab den Zeitverhältnissen alle Schuld und bezichtigte besonders den klerikal-fanatischen Marktkanzler von Bozen, Josef v. Giovanelli, den Freund des alten Görres[2], dass er zur Knechtung des freiheitlichen Sinnes die Austreibung der protestantischen Zillerthaler (1837) und die Einführung der verhassten Jesuiten betrieben habe. Senn war maßlos leidenschaftlich. In einem Kranze scharfer Sonette „Der Mundfluss" schleuderte er die heftigsten Anklagen gegen den „Höllenpropst" und ließ ihn von sich und seinen bösen Eigenschaften selbst Beichte ablegen. So lautet eines dieser Mundfluss-Sonette, das sich mit Giovanelli's Einfluss im allgemeinen und besonders auf die Bücherzensoren, die „Höllenrichter", beschäftigt:

Pluto.

Des Orkus Propst bin ich und Pluto heiß' ich,
Den schwarzen Stab führ' ich mit weiser Hand,
Denn erstens: mit dem Amt kriegt man Verstand,
Und zweitens: mein Hebräisch kann und weiß ich.

Mein Vorfahr war ein Freigeist, lockrer Zeisig,
Ich bin ein orthodoxer Obskurant,
Das Lichte ist mir billig kontraband,
Mein ganzes Naturell ist fledermäusig.

Die Höllenrichter stehn mir zu Gebrauche,
Und fällt es einem bei zu pardonieren,
Kann ich den Spruch, so oft ich will, kassieren.

---

[1] S. M. Prem, Johannes Senn, N. Fr. Pr. vom 21. und 30. August 1895 (Abendblätter 1131, 1140).
[2] Tir St. v. 18. Oktober 1892.

Fromm falte ich die Händ' auf meinem Bauche,
Ich schmatze dreimal, rufe: Fade, fade!
Und fällig sind die Geister ohne Gnade.

Es ist kein Zweifel, daſs die politische Dichtung Gilms durch Senn erregt wurde, wie er ihm auch die später beliebte Form des Sonettes — sammt den Fehlern im Aufbau — verdankte. Als Gilm dann nach Schwaz in die Nähe des noch von den Klagen der armen Ausgetriebenen wiederhallenden Zillerthales kam, als anfangs der Vierzigerjahre die politische Angeberei der Ultramontanen blühte, da schossen die Keime auf, und Gilm sang seine Jesuitenlieder, vor allem die bekannte „Hymne“:

Der Jesuit.

Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es redet nicht, ist still und stumm,
Und schleichend ist sein Tritt.

Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurz geschornes Haar,
Und bringt die Nacht zurück ins Land,
Wo schon die Dämm'rung war.

Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh
Und hat ein fahl Gesicht;
Es drückt beim Tag die Augen zu,
Als beiße es das Licht.

Es wohnt in einem öden Haus
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und schaut es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang.

Und Jesu trug ein farbig Kleid,
Und seine Brust war bloß,
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er that, war groß.

Und Jesu trug ein wallend Haar,
Und seine Wang' war roth,
Und Jesus' offnes Auge war
So frei — wie sein Gebot.

Am dattelreichen Palmenbaum
Da lehrt' er sein Gebet,
Und träumte seiner Liebe Traum[1]
Am See Genezareth.

Drum, seh' ich solch 'nen Finsterling,
So fällt mir immer ein:
Wie kann man doch solch wüstem Ding
So schönen Namen leih'n!

In seiner politischen Dichtung ist Gilm von den Revoluzionspoeten Herwegh und Freiligrath und von Anastasius Grün ausgegangen; sonst klingen auch Schillers Pathos[2], Töne von Heinrich Heine, von Goethe und anderen stark durch. Das Volkslied war ihm nicht fremd, aber in der Hauptsache steht er als geborener Dichter auf eigenem Boden. Die Zeitverhältnisse, die Berge seiner Heimat, sein Seelenzustand und seine kleinen Erlebnisse sind die Stoffe, von denen er singt und sagt. Gilm besaß eine außerordentlich fruchtbare, fast üppige Fantasie, die

[1] Damit muss nicht irdische Liebe gemeint sein, sondern das Evangelium der Liebe Christi; vergl. K. L. Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart 2, 398. Gilms Gedicht scheint von Goethes westöstlichem Divan (Hempel 4, 134) beeinflusst zu sein.

[2] Vgl. Anhang Nr. 1.

sich in seinen Bildern kundgibt. Freilich geht er in seinen Vergleichen oft über den Rahmen des Bildes hinaus. Es fehlte ihm an kunstmäßiger Durchbildung; allein das brauchen wir vielleicht nicht zu bedauern, weil wir so den Gilm haben und genießen können, wie er von Natur aus war und dachte. Seine Gedichte sind wie ein Feuerstrom, der alles mit seiner Glut fortreißt, echte Kinder seiner Leidenschaft, wenn wir dieses Wort in seiner alten Bedeutung fassen wollen. Gilm war sprachgewaltig und redefertig, wie es nur ein Alamane sein kann. Zwar weist er manche Härten und selbst Sprachfehler auf, aber sie verschwinden vor der Schönheit seiner Gedanken und Worte. Gilm schrieb ferner einen prächtigen Prosastil, der uns besonders in seinen Briefen entgegentritt, von denen eine Auswahl gewiss wünschenswert wäre. Er befleißigte sich endlich auch einer löblichen Sprachreinheit. Seine Gedichte sind zwar meist nicht singbar, aber sie besitzen den rhythmischen Gang und Schritt; gewaltig war er im Reime, den er kräftig handhabte, z. B. in den Versen eines Schützenliedes, mit denen er 1847 die Tirolerschützen zum ersten Kaiserschießen nach Bregenz über den Arlberg begleitete[1]:

Den Arl hinauf! Der Hafer steht im Schnitt;
Roth blüht das Haidekorn, des Aelplers Manna,
Und weiß wie Milch springt über den Granit
Des Inns muthwill'ge Tochter, die Rosanna.

Mächtiger und wichtiger für Gilms dichterische Entwicklung war aber die Liebe. Im Sommer 1838 sang er einer hübschen Inns-

[1] C 20, A 1, 46.

bruckerin, Josefine Kogler, die ersten Liebeslieder, die unter dem Titel „Sommerfrischlieder aus Natters" bekannt sind und keinen höheren Wert besitzen. Gilm spricht darin im Namen des geliebten Mädchens und versteht es meist recht gut, sich in die zarte Ideenwelt der Geliebten hineinzuversetzen[1], beispielsweise in dem Gedichtchen[2]:

Küsst mich die Mutter abends
Aus ihres Herzens Grund,
So macht sie stets ein Kreuzchen
Mir fromm auf Stirn und Mund.

Ich küsste dich wohl öfter
In süßer Abendstund',
Du hast mir nie ein Kreuzchen
Gemacht auf Stirn und Mund.

Und dass ich jetzt so vieles
Und herbes Leid erduld',
Daran ist wohl die Liebe,
Die gottvergessne, schuld.

In dem leichten Liedchen gibt sich indessen bei aller Weichheit der Form schon ein tieferer, reflektierender Sinn zu erkennen. Gilm spielt die feinsten Saiten auf seiner Zither der Empfindung an, wenn er die zarten Regungen des Herzens, namentlich in dem Weibe, darstellt. Ich will hieher noch ein Gedicht setzen, das zwar viel später entstanden ist, aber durch die Tiefe der Empfindung, die sich bis zum Religiösen steigert, mit dem vorigen verwandt ist [3]:

---

[1] Dies betont einer unserer feinsten Kenner, A. E. Schönbach, in Franzos' deutscher Dichtung 6, 174—178.
[2] C 79.
[3] C 54.

Das Gnadenbild.

In einem Schrank, von Glas und Gold umfangen,
Die Jungfrau steht, die hochgebenedeite;
Das süße Lächeln auf den Rosenwangen
Ist mit des Auges feuchtem Glanz im Streite.

Noch keinem Mädchen wurde so viel Ehre,
Und keines hörte je so viele Bitten,
Von der Brahmanen schönster Bajadere
Bis zu der keuschen Königin der Briten.

Doch weg von Weihrauch und dem Blumenbogen
Denkt sie zurück, wo sie die Welt, die weite,
Als Bettlerin am Wanderstab durchzogen,
Ein Kind im Arm und einen Mann zur Seite.

Und wie sie dann im Sandmeer von Aegypten
Im Schatten eines Palmenbaumes geschlafen,
Und wie den Thau der Aloe sie nippten,
Wenn in der Wüste sie kein Wasser trafen.

Im Oktober 1840 ward Gilm zum Kreisamte in Schwaz versetzt, wo er seine Pepi bald vergaß, da ihn die Liebe zu einer andern mit elementarer Gewalt ergriff und sein ganzes Fühlen und Empfinden auf das höchste steigerte. Anfangs nahm ihn die Gesellschaft voll in Anspruch, die sich meist im Hause des Kreishauptmannes Anton von Gasteiger einfand, wo Gilm bald das belebende Element wurde. Außer einem ungefähr gleichalterigen Herrn von Brentano [1], den Gilm den „lustigsten Menschen auf

[1] Joh. Nep. Barsen Ardaleon v. Brentano (Sohn des Jos. Anton Judas Thaddäus Edlen v. Brentano-Mezzegra, gewesenen k. bair. Oberstwachtmeisters und damaligen Direktors der Leonischen Gold- und Silber-

Gottes weitem Erdboden" nennt, scheint niemand sonderlich viel Geist und Witz besessen zu haben. So hatte nun Gilm oft schwere Sorge, wie er Unterhaltung schaffen sollte; allein seinem erfinderischen Genie gelang es, in und außer dem Hause die Herrschaften zu zerstreuen. Aus den Briefen an seine Schwester Caton (Katharina) erfahren wir z. B. von einer sehr lustigen Schlittenfahrt nach dem alten Städtchen Rattenberg und von einem Sommerausfluge an den herrlichen Achensee (1841), an dem nebst der Schwazer Gesellschaft noch ein Fräulein Amalie Adam aus Innsbruck, die Gilm auch einmal verehrt hatte, und deren Verwandte, ein Fräulein Rosa Zäch aus Zweibrücken, die hübsche und geistreiche Tochter des Lyzealprofessors J. Peter Zäch, theilnahmen, die Gilm in einem Gedichte verherrlichte, das die an Schiller anklingende Aufforderung enthält [1]:

Wohlan, ihr schönen Mädchen aus der Ferne,
Das Ruder schlägt, steigt in den leichten Kahn!
Zwei Dinge gibt's: die Wellen und die Sterne,
Die zieh'n das Herz unwiderstehlich an.

Allein Gilm gieng alsbald aus der Mehrzahl in die Einzahl über, indem er in leidenschaftlicher Liebe zur Nichte des Kreishauptmannes, der zwanzigjährigen Theodolinde von Gasteiger, ent-

drahtfabrik in Stans bei Schwaz, und der Maria Ursula Katharina Josefa v. Hekel), geb. 29. Jänner 1813 zu Allersberg bei Nürnberg, widmete sich den Handelsgeschäften und trieb Sprachstudien, gest. 31. December 1840 in Schwaz, wo er auch begraben liegt (Gütige Mittheilung des Herrn k. k. Bezirkshauptmanns Kneußl in Schwaz).

[1] C 208.

brannte. Sie war schön, doch wie es scheint ein „Bild ohne Gnade". Anfangs begünstigte sie die Liebeswerbungen des feurigen Dichters, der natürlich drängte [1]:

Ueber hundert lange Stunden,
Ueber hundert frische Wunden —
Unterdessen kann der Wald,
Kann die Wiese sich entfärben,
Können alle Blumen sterben,
Ist das bald?

Später aber zögerte Theodolinde und zog sich endlich ganz zurück; denn sie wollte eine „Partie" machen und schlug den armen Gilm aus, der wehmütig bekennen mußte [2]:

Doch nichts von dem! Man wog mich ab nach Pfunden,
Und leicht wie Rosenblätter sind Gedichte.

Im Herbste 1842 war alles vorüber. Theodolinde verließ Schwaz, und Gilm dichtete „Lieder eines Verschollenen", in denen sich sein Grimm nicht bloß gegen das widrige Geschick seines Lebens, sondern auch gegen die politisch-religiösen Verhältnisse kehrte. Diese unglückliche Liebe machte ihn ernster nnd elegischer, und in der nun folgenden Zeit erreichte seine Lyrik den Gipfelpunkt. Schwaz aber war ihm zum Ueberdruß geworden, eine gefährliche Schwermut nahm ihn gefangen und machte ihn, den Freund heiterer

---

[1] C 287.

[2] B 87, C 49. Theodolinde starb als Frau v. Hebenstreit 1858 in Brixen -- nach langem Leiden. Herrigs Archiv 80, 247.

Geselligkeit, fast menschenscheu. Da erbarmte sich seiner das Schicksal in Gestalt eines Versetzungsdekretes nach dem schönen Bruneck im Pusterthale, wohin er auch anfangs 1843 abgieng. Hier bot man alles auf, ihn zu erheitern; vor allen behandelte ihn sein Amtsvorstand, Kreishauptmann v. Kern, dem er 13 Sonette widmete, und später der Topograph Tirols, J. J. Staffler, mit Auszeichnung. Auch für Geselligkeit war gesorgt, so dass sich Gilm gar bald in die neuen Verhältnisse fand. Aber oft schwebte noch der Schatten Theodolindes durch die erleuchteten Ballsäle von Bruneck, und tiefer Schmerz ergriff ihn, der sich bis zu Höltyscher Grabesstimmung steigerte. Aus dieser Empfindungsschichte stammt die wundersame Elegie [1]:

Allerseelen.

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten rothen Astern trag' herbei,
Und lass uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai!

Gib mir die Hand, dass ich sie heimlich drücke,
Und wenn man's sieht, mir ist es einerlei;
Gib mir nur einen deiner süßen Blicke,
Wie einst im Mai!

Es blüht und funkelt heut' auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ist den Todten frei;
Komm' an mein Herz, dass ich dich wieder habe,
Wie einst im Mai!

Dieses Gedicht ist ohne Zweifel als eine Perle der deutschen Lyrik zu bezeichnen. Als

[1] C 132.

Emanuel Geibel es gelesen hatte, soll er gesagt haben: „Wie ist es möglich, dass ein solcher Dichter unter uns lebt und ich nie etwas von ihm gehört habe!"

Langsam kehrte aber Gilm wieder in das Leben zurück und nahm theil an gesellschaftlichen Veranstaltungen, während er sonst fleißig der politischen Dichtung huldigte. Im Sommer 1844 besuchte ihn Adolf Pichler, der bei Dr. Schuler in Innsbruck Gilms „Lieder eines Verschollenen" gesehen und Beiträge für ein tirolisches Dichteralbum sammelte. Gilm gieng mit Freuden darauf ein und übergab dem „Fahnenträger Jungtirols" ein Dutzend Gedichte, die den wertvollsten Theil der „Frühlieder aus Tirol" bilden, darunter eines seiner schönsten:

Die Georgine.

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu lang dir diese Nächte,
Die Tage nicht zu schnell dahin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin!

Wenn ich mit Maithau dich benetzte,
Begösse dich mit Junilicht!
Doch ach, dann wärst du nicht die letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

Du spät gebornes Kind der Sonne,
Ich reich' dir brüderlich die Hand:
Ich hab' des Lebens Frühlingswonne,
Wie du den Maitag nicht gekannt;

Und spät, wie dir, du feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir ins Herz —,
Ob spät, ob früh —, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz! [1]

Auf dem Dilettantentheater zu Bruneck lernte Gilm die schöne und edelsinnige Sofie Petter kennen, die ihm ihr Herz schenkte. Er widmete ihr die „Schartellieder", 8 kleine Gedichte aus dem Sommer 1845 [2], und die „Sofienlieder", unter die er auch seine besten älteren Erzeugnisse einreihte. Vielleicht wäre es nun dem Dichter endlich auch gelungen, eine feste Anstellung zu erreichen, um sich mit Sofie, die treu an him hieng, einen glücklichen Hausstand zu begründen, wenn nicht infolge seiner Jesuitendichtung die Angeberei der Ultramontanen verhängnisvoll geworden wäre. Seine Freunde Streiter, Lentner und Steub traten publizistisch für ihn ein und machten so Gilms Feinde ungewollt auf seine politische Dichtung aufmerksam. Nun erfolgte am 19. März 1845 ein angeberischer Artikel in der Augsburger Postzeitung, der wahrscheinlich von den Giovanelli angeregt und in der Klosterzelle von Marienberg verfaßt wurde, wenn auch der Schreiber desselben nicht Beda Weber geheißen

[1] Frühlieder aus Tirol, Wien 1846, S. 26. C 134. Da Gilm dieses Gedicht im August 1844 Pichler übergab, so entstand es wahrscheinlich im Herbst 1843 und wurde erst später den „Sofien-Liedern" beigefügt. Vergl. A. Pichler, Zu meiner Zeit, Leipzig 1892, S. 217—219.

[2] Zuerst gedruckt in der Kufsteiner Festschrift (1893), S. 70—71. C 138—144. Nach einer anderen Angabe gehören die Lieder aus dem Bade Schartel dem Sommer 1844 an.

hat. Daraufhin wurde der Baier Lentner ausgewiesen, Gilm blieb Praktikant und wurde noch 1845 nach Rovereto versetzt. Da sein kleines Kapital aufgebraucht und auch Sophie nicht reich war, so konnte von der Heirat natürlich nicht mehr die Rede sein. Gilm war unglücklich darüber und schrieb an P. Beda Weber, den man für den Artikelschreiber hielt, um Ruhe zu bekommen; seiner aristokratischen Denkweise mag ja überhaupt diese journalistische Schaustellung zuwider gewesen sein, wie sie in guter Absicht seine Freunde betrieben hatten.

In Rovereto fühlte sich Gilm sehr vereinsamt und empfand große Sehnsucht nach den lieblichen Bergen und Matten des Pusterthales, wie er in dem Gedichte „Heimweh" bekennt [1]. Entschädigung suchte und fand er einzig in der Dichtung. Einer schönen Roveretanerin, Valerie Gräfin Festi-Peretoni, widmete er hundert Sonette, die die Glut südländischer Begeisterung athmen. Er dichtete damals überhaupt viel, doch nicht immer Vollwertiges; wohlthuend wirkt darin sein stark zum Durchbruch gelangtes nazionales Empfinden [2] und in den Schützenliedern seine großdeutsche Gesinnung. Gilm ist ein Vertreter und Verfechter des vormärzlichen Liberalismus, dem es um bürgerliche Freiheit und Deutschtum zu thun war. Er ist sich denn auch nicht nur seiner Bedeutung als Dichter, sondern auch seines Berufes bewußt gewesen. Bezeichnend ist folgender Zug aus seinem wälschtirolischen Auf-

[1] C 176.
[2] C 396.

enthalte, den mir Hofrath Eduard v. Lutteroiti [1] mittheilte. In einer großen Gesellschaft, wo Gilm vortrug, erbot sich ein Graf Firmian, mit ihm um die Wette zu singen. Gilm trug mit großem Feuer eines seiner Lieder vor, ihm folgte Firmian mit einem Gedichte, das er dem Giovanni Prati entlehnt hatte, und fand mehr Beifall als Gilm, der darob tief betrübt war und seinem Freunde sagte: Du hast mir die Seele ausgebrochen.

Im Jahre 1847 erhielt Gilm eine Praktikantenstelle in der Hofkanzlei zu Wien, wo ihn der Märzsturm des Jahres 1848 ereilte. Er nahm Kokarde und Muskete, kehrte aber bald enttäuscht wieder in seine Kanzlei zurück. Endlich Ende 1849 wurde er Bezirkscommissär. Das Verhältnis zu Sofie Petter hatte sich gelöst [2], sie heiratete einen Herrn Vanoni aus Augsburg und lebt jetzt als Witwe in Innsbruck. Im Jahre 1854 kam Gilm als Statthalterei-Sekretär nach Linz, wo ihn der Statthalter Eduard Baron Bach, ein Bruder des bekannten Ministers Alexander von Bach, zum Präsidialsekretär machte. In Linz gab sich Gilm anfangs wieder mit voller Lust der Gesellschaft hin [3], deren Liebling er

---

[1] Gest. in Vill bei Innsbruck am 5. August 1890; an ihn geht C 402.

[2] Schon einem bisher ungedruckten Gedichte (Anhang Nr. 3) vom Dezember 1847 können wir deutlich entnehmen, dass er sich bewusst war, ihm „schlage kein Herz" mehr. Für freundliche Auskunft in wichtigen Einzelheiten bin ich den Herren Direktor Dr. Ludwig von Hörmann, Kustos K. Fischnaler und Kollegen F. Tafatscher in Innsbruck, sowie Herrn Kaufmann Oskar Henigst in Zweibrücken dankbar verbunden.

[3] Herrigs Archiv 80, 250 fg.

wurde; später aber zog er sich, wahrscheinlich durch die missglückte Werbung um eine reiche Dame, Rosa v. Dierzer, abgeschreckt, mehr und mehr zurück und verkehrte lieber mit einzelnen Freunden und in der Herrengesellschaft „Die Namenlosen“. In Wien und in Linz ließ aber auch die Poesie nach, hauptsächlich wohl, weil ihm das eigentliche Element seines Schaffens, die geliebten Berge seiner Heimat abgiengen, auf denen er als Naturdichter fußt. Dagegen entstanden zahlreiche Balladen, patriotische und gelegenheitliche Gedichte. Gilms Balladen sind ernst und kräftig. Aber es herrscht auch in ihnen das lyrische Element vor; denn er war ausschließlich Lyriker, aber als solcher einer vom ersten Range, obwohl sein Stoffgebiet kein weites ist. Es fehlt mir an Zeit und Athem, einige Proben, wie „Das kranke Kind“, „Der alte Schütz am Pragsersee“ und „Jakob Stainer“ zu geben, und ich muss einfach auf die leicht zugänglichen Ausgaben verweisen, die bescheidenen Ansprüchen vorläufig genügen. Nur eines seiner besten lyrischen Gedichte will ich noch ausheben, in dem Gilms Art der Naturpersonifikazion deutlich hervortritt [1]; er trug es namentlich in Linz mit großer Vorliebe in Gesellschaften vor und erntete dafür reichen Beifall; denn Gilm war auch ein guter Vortragsmeister.

Die Nacht.

Aus dem Walde tritt die Nacht,
An den Bäumen schleicht sie leise,
Schaut sich um im weiten Kreise —
Nun gib acht!

[1] C 249.

Alle Lichter dieser Welt,
Alle Blumen, alle Farben
Löscht sie aus und stiehlt die Garben
Weg vom Feld.

Alles nimmt sie, was nur hold,
Nimmt das Silber weg des Stromes,
Nimmt vom Kupferdach des Domes
Weg das Gold.

Ausgeplündert steht der Strauch —
Rücke näher! Seel' an Seele,
O die Nacht, mir bangt, sie stehle
Dich mir auch.

In Linz fand Gilm, endlich des Junggesellenlebens müde, eine liebe, treue Lebensgefährtin, die noch heute in stillster Zurückgezogenheit zu Hall in Tirol sein Andenken innig bewahrt; am 25. November 1861 reichte dem bereits ins 50. Lebensjahr getretenen Dichter Marie Dürrnberger, ein gutes Mädchen von 21 Lenzen, die Hand zum ehelichen Bunde. Aber bald darauf begann er zu kränkeln. Deshalb unternahm er 1863 eine Erholungsreise nach Vorarlberg und Tirol, wo er auch eine kleine Linderung seines Lungenleidens erfuhr, so dass er noch an den Kaiserfesten zu Innsbruck theilnehmen konnte. Die Nachricht von der Geburt eines Sohnes trieb ihn heim nach Linz, um seinen Knaben zu sehen und seinem lieben Weibe den heiligen Kuss zu geben, der nur der jungen Mutter gebürt [1]. Allein nur kurz währte sein Glück. — Im Februar 1864 sang er sein Schwanenlied „Das Adoptivkind" [2], worin er noch einmal die Kraft und

[1] Sander, a. a. O., 70.
[2] C 212.

Bilderfülle seiner Jugend offenbarte, und am 31. Mai 1864 verschied er. Unter großer Theilnahme von Leidtragenden wurde er am 2. Juni beigesetzt. Vier Jahre später wurden jedoch seine Gebeine nach Innsbruck gebracht und der heimatlichen Erde übergeben. Da ruht nun unter Rosen und Thujen, bewacht von seinen „ewigen Bergen": Tirols großer Lyriker, die Freiheitslerche des rhätischen Felslandes, Hermann v. Gilm.

Anhang.

Nr. 1.

An den Frühling.[1]

Schon grünt das Thal, die weichen Hügel schwellen,
Und Blumenkronen sieht das Aug' erblüh'n;
Umschlungen von der Bäche Silberwellen,
Erscheint der Auen stiller Hoffnung Grün,
Und Zweig an Zweig sich schwesterlich gesellen,
Der Berge nackte Spitze zu umziehn,
Steht die Natur mit ihrem Schöpfer-Stabe,
Weckt warmes Leben aus dem kühlen Grabe.

Die stolze Erd' in ihrer neuen Hülle
Wie farbenlos und kalt doch liegt sie da!
Weil du nicht unterbrichst die Trauerstille,
Da sonst dein Auge liebend auf uns sah,
O zeige dich in deines Glanzes Fülle,
Verkünd', Beglückender, du bist uns nah,
Und lass dein Licht durch unsre Wälder brechen,
Bemale und erwärme unsre Flächen.

[1] Ungedrucktes Jugendgedicht Gilms, von Prof. Adolf R. v. Pichler dem Museum in Innsbruck übergeben.

Zu deinem Gruße, holder Frühling, prangen
Längst Hain und Flur, und du erscheinst noch nicht.
In schönem Kranz dich innig zu empfangen,
Erwartet dich, sich drängend an dein Licht,
Der Blumenkreis mit sehnlichem Verlangen,
Da ihrem Leben deine Glut gebricht,
Die jungen Bäume unter Thränengrüßen
Umarmen sich, dich liebend zu umschließen.

Nur du vermagst dem Schmuck des Erdenlebens
Zu geben Paradieses Reiz und Lust.
Ach, er erblühet ohne dich vergebens,
Verwelket unempfunden, unbewusst,
Und kein Gedeihen unsers heißen Strebens
Krönt ohne dich die neubelebte Brust,
Ja, soll der Mensch zu Höh'rem sich gestalten,
So kann er nur durch deine Kraft entfalten.

Wenn du erscheinst in deinem Götterstrahle,
Der alles hebt, uns allen Leben gibt
Und kein Gewölk die blaue Himmelsschale,
Kein Sturm die goldne Sonnenhelle trübt,
Gleicht nicht die Welt dann einem Freudenmahle,
Wo der Versöhnung größte ausgeübt!
Das Herz ist frei, die Freude kehret wieder
Und ruft sich aus im frohen Schall der Lieder.

Und sieh', es tagt — die leichten Nebel wallen.
Es ist der Mai, der gold'ne, schön und rein,
Und horch', es schlagt der Laut der Nachtigallen
In vollen Trillern durch den dichten Hain.
Die hellen Strahlen, die von oben fallen,
Wie ziehen sie in aller Busen ein!
Der duft'gen Gärten frisch belaubte Gänge,
Sie füllt des Volks frohlockendes Gedränge.

Wohl wagt sich nun am überbuschten Hügel,
Das Heimchen auch mit seinem Lied hervor.
Der frische Sang bewegt des Teiches Spiegel
Und freudig hüpft der Schilfbewohner Chor.
Des Vergnügens zauberhafter Flügel
Hebt alle Wesen wonnevoll empor
Und zeigt den Erdentöchtern, Erdensöhnen,
Dass sie es sind, die Gottes Schöpfung krönen.

Und spricht nicht laut der Stimme heit're Regen,
Wie sehr der Mensch dem reichsten Wesen gleicht,
Er sieht das Glück und eilt ihm kühn entgegen.
Wohl fühlen wir bei solchem Schritt zu leicht,
Wie auf des Busens stillverrathnen Wegen
So oft die Liebe unser Herz beschleicht.
Und was auf einmal uns so fest gebunden,
Verdrängt so schnell des Lebens schönste Stunden.

Das Morgengold, die lichte Abendröthe,
Die so herrlich die Natur verschönt,
Ihr Dämmerschein die hohe Pracht erhöhte,
Dass reicher Dank von heißen Lippen tönt.
Erfreut verkündet rings die Weidenflöte,
Der Himmel sei mit unserm Leid versöhnt,
Und uns umschlingt mit süßem Liebesbande
Das Vorgefühl zu jenem Vaterlande.

Nr. 2.

Abschiedsgruß.

Dem Herrn Professor Wessely bei seiner Abreise nach Prag am 12. November 1835 von seinen Schülern dargebracht.

Was soll der stumme Schmerz in dieser Stunde?
Vergönnet ihm ein freies schönes Wort!
Ich wag's, und nehm's von meiner Brüder Munde,
Aus meiner Brüder Herzen trag ich's fort;

Und sieh! es macht Begeisterung die Runde
Und macht zum hohen Heiligtum den Ort,
Dem theuren Lehrer, aus den schönen Tagen
Das Schönste bietend — Lebewohl zu sagen.

Der Wissenschaft die erste Glut zu reichen,
Zieht mancher ein in ihre Wunderstadt,
Und schaut sich nimmer an dem schönen bleichen,
Doch ewig todten Marmorantlitz satt;
Da ringt's in ihm den Marmor zu erweichen,
Denn Leben will, was Leben in sich hat —
Allein woher den hohen Götterfunken,
Der nur in Auserwählter Herz gesunken?

Wenn dann ein Mann, dem es so schön gelungen,
Der alles, was so todt und leblos scheint,
Zur lieblichen Lebendigkeit gezwungen,
Wenn dieser Mann es nun auch herzlich meint,
Von Liebe zu der Wissenschaft durchdrungen,
Dem Schüler mehr als Lehrer ist — ein Freund;
Dann treibt in manchem kämpfenden Gemüthe
Die Wissenschaft lebendig ihre Blüte.

Du hieltst den höchsten, wunderbarsten Segen,
Ein heilig Samenkorn, in deiner Hand;
Dein Streben war's, auf hundertfachen Wegen
Dem theuren, schönen, grünen Vaterland
Die liebsten Söhne an das Herz zu legen,
Ans Herz zu fesseln mit demant'nem Band —
Des Kaiserwortes felsenfeste Stützen:
„Das Recht und die Gerechtigkeit zu schützen!"

Wenn du auch gehst, dein Denkmal ist geblieben,
Das du in unser Vaterland gebaut,
In hundert Jünglingsherzen steht's geschrieben,
Und diese Schrift wird wieder Wort und Laut:

Die Wissenschaft mit frommem Sinn zu lieben,
Wie wir's entzückt so oft an dir geschaut;
Daſs der Geschäfte Drang uns nicht Beschwerde,
Uns Geistesnahrung — uns Bedürfnis werde.

Wenn du auch gehst — aus der entlegnen Ferne
Ist uns dein Geist, ist uns dein Wirken nah;
Durch Weltenräume fliegt das Licht der Sterne,
Das Licht der Wahrheit ist noch schneller da; —
So spende liebend uns aus weiter Ferne
Die Weisheit, die dein forschend Auge sah,
Und von der Themis* heiligen Altären
Wirst du auch uns entzücken und belehren.

Wohlan! nun mag die Abschiedsstunde tönen,
Die Freude hat den herben Schmerz verklärt.
O Vaterland! er hat in deinen Söhnen
Die wahre Liebe stets für dich genährt;
Er hat den Pfad des Wissens zu verschönen,
Den Jüngling die Begeisterung gelehrt,
Lohn' du es ihm! wir haben nichts, wir können
Mit Lieb' und Dank nur seinen Namen nennen.

Hermann v. Gilm.

Nr. 3.

Ein Lebewohl an Dr. Gröber, k. k. Fiskaladjunkten in Innsbruck, gesprochen von Hermann v. Gilm zu Unter St. Veit am 19. Dezember 1847:

Ein Lied von Glück und Liebe soll ich singen,
Die Stirne preisen, die die Myrthe krönt,
Und meine Saite, deren Zornesschwingen
Nur Kampf gerufen und den Feind gehöhnt,

* Die vor kurzem vom Herrn Professor Wessely begonnene juridische Zeitschrift ist in zwanglosen Heften.

Soll ich zu jenem süßen Kosen zwingen,
Wie es ins Ohr der Seligen nur tönt,
Erjagen ich das himmelweit Entfernte —
Die Sprache sprechen, die ich nie erlernte.

Der Heimatlose soll am fremden Herde
Vergessen, dass die Erde schon vertheilt,
Und der Verlass'ne soll bei der Geberde,
Womit die Liebe lange Trennung heilt,
Vergessen, dass auf dieser weiten Erde
Kein Herz ihm schlägt, kein Kuss entgegeneilt,
Aus diesen nebeltrüben Wintertagen
Soll ich des Liederfrühlings Rosen schlagen.

Es gibt ein Glück, das Raum hat in der Schale,
Im schlanken Kelch, aus dem der Käfer trinkt,
Es gibt ein Glück, das Raum hat im Opale,
Der morgens früh an Tannennadeln blinkt,
Es gibt ein Glück, das gleich dem Sonnenstrahle,
Um schöner rückzukehren, nur versinkt,
Und gehen Jugend, Lieb und Lust zu Scheiter,
Die Kunst bleibt ewig jung und heiter.

Du hast das Glück dem Schicksal abgerungen,
Das lange all' dein Flehen von sich wies,
Du hast die schöne Himmlische bezwungen,
Die spröde deine Huldigung verstieß,
Mit jener Hoffnung, die dich stets durchdrungen,
Dich selbst im tiefsten Leide nicht verließ:
Auch mein Gestirn wird einst zu leuchten kommen!
Hast du's selbst mit dem Tode aufgenommen.

Nun lächelt es in einer Liebes-Thräne,
Löscht es die Fackel seines Zornes aus:
Was willst du, Herz, womit ich dich belehne?
Such' dir den duftendsten, den schönsten Strauß

Aus meines Frühlings reicher Kron-Domäne,
Ich baue dir ein luftig Blumenhaus,
Und aus der Erde reinsten Mädchen-Seelen
Will ich dir selbst die Gärtnerin erwählen.

Du sahst ein Mädchen — Mädchen? nein, verzeihe,
Es war der Ton, der dir im Ohre schlief,
Es war die Melodie, die dich ins freie
Gebiet der Kunst mit süßem Zwange rief —
Der Schauer, der in Stunden heil'ger Weihe
Wohllüstig oft die Seele überlief . . . . . .
Es war Musik, im Aether hoch geboren
Und auf der Erd' zum Menschenleib gefroren.

Wer zweifelt noch, dass auch die Rosen singen,
Und doch hört niemand ihrer Düfte Chor,
So gibt es Seelen, die zusammenklingen,
Und niemand hört es als der Liebe Ohr,
Das Ideal, wornach wie alle ringen,
Ist nur ein Ton, den unsre Brust verlor,
Und jeder Schmerz, der auch die Menschheit quäle,
Nur die zerriss'ne Harmonie der Seele.

Ein himmlisch Leuchten strahlt an deinen Blicken,
Ein selig' Lächeln schwebt um dein Gesicht . . .
Dein Herz ist groß, die Welt daran zu drücken,
Und deine Freunde alle — — — warum nicht?
Wir theilen deine Wonne, dein Entzücken,
Nicht der Poet, ein Bund von Brüdern spricht,
Tirol, jedweder Berg, den du erklommen:
Willkommen du! und deine Braut willkommen!

Ach! jene Fichten wirst du wieder sehen,
Und jene Wiesen voller Ehrenpreis
Und jene stolzen, violett'nen Höhen
Mit ihren Kronen aus meergrünem Eis,

Und jene Alpen, wo die Senner mähen,
Die Bergzeitlose und das Edelweiß,
Der Bäche Milch und auf der Dorfaltane
Den Nelkenstock und eine Schützenfahne.

Doch etwas sollst aus Oesterreich du tragen
Zu deiner Braut und in dein Vaterland:
Erinnerung von den vergang'nen Tagen
An deine Freunde hier am Donau-Strand,
Die tiefbewegt das Lebewohl dir sagen, —
Mehr sagt der Kuss und mehr der Druck der Hand —
Erinnerung an diese Abendstunden,
Wo wir wie du, was Freundschaft ist, empfunden.